

BETTY KOLODZY

Ali,
der Tinnitus
und ich

ROMAN

michason & may

Über dieses Buch:

Grüne Sehnsüchte, braune Albträume – in Betty Kolodzys Roman werden sie Wirklichkeit: Die Bundesregierung bringt mit einem raffinierten Trick Integrationsförderung und Konjunkturpolitik unter einen Hut. Erstmals 2011 präsentiert, zeigt der nochmals aktualisierte Roman humorvoll aber gnadenlos die Absurditäten der laufenden Debatte auf. Liebenswert, schräg und komisch!

Über die Autorin:

Betty Kolodzy, geboren 1963, wuchs in München auf und lebt inzwischen als freie Autorin in Bremen.

Die erste Ausgabe ihres Erzähldebüts »İstanbul Walking« erreichte 2010 innerhalb von drei Monaten die 2. Auflage und wurde 2011 im Theater Bremen in der Reihe »Tanz Extra« inszeniert. Eine aktualisierte und um sieben neue Geschichten erweiterte Ausgabe von »İstanbul Walking« ist gerade bei michason & may erschienen.

Des Weiteren erschien bei michason & may gerade auch Kolodzys brandneuer Roman »Reinverlegt!«.

**Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Michason & May Verlagsgesellschaft
UG (haftungsbeschränkt)
Frankfurt am Main, 2012
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Peter Koebel
unter Verwendung eines Ornaments von Wolf von Waldow

Druck: *Print Group Sp. z o.o.*

ISBN: 978-3-86286-026-5
Originalausgabe

Weitere Informationen finden Sie auch unter:
<http://www.michasonundmay.de>

Betty Kolodzy

Ali,
der Tinnitus
und ich

Roman

michason & may

Prolog

Die Schildkröte schwamm langsam durch das Aquarium. Nichts hetzte sie, und der Mann war auch nicht da. Wenn sie sich unbeobachtet fühlte, also wenn er nicht zu Hause war, ließ sie sich einfach treiben und genoss es, das lauwarmer Wasser mit ihrem gepanzerten Bauch zu verdrängen und davon zu gleiten. Ab und zu tauchte sie auf, um gelangweilt Luft zu schnappen und festzustellen, dass der Mann immer noch nicht zurück war.

Später, als er seine Jacke auszog und auf den Kleiderbügel an die Garderobe hängte, begann sie, in ausholenden, majestätischen Bewegungen durch das Aquarium zu schwimmen. Sie schwamm eine Acht, denn sie glaubte zu wissen, dass die Acht seine Lieblingsfigur war. Doch diesmal näherte er sich nicht mit schnellen Schritten, um nach ihr zu sehen. Die Schildkröte hielt eine Sekunde inne und versuchte zu verstehen, was vor sich ging. Kurz danach widmete sie sich wieder ihrer eigentlichen Aufgabe und zog gleichmäßige Bahnen, bis sie schließlich eine formvollendete Pirouette drehte. An dieser Figur arbeitete sie schon seit geraumer Zeit, doch so präzise und voller Eleganz wie heute war sie ihr noch nie

gelingen. Die Schildkröte bedauerte, dass der Mann sie nicht gesehen hatte und schwamm betrübt durch die Algen.

Unterdessen stand Ali am Küchenfenster und starrte in den Regen. Seine Haare waren nass. Stundenlang war er durch das Viertel gelaufen, immer wieder am Tabakladen vorbei, nur, um die junge Frau zu sehen. Man konnte dort auch Lottoscheine ausfüllen, um ihr nahe zu sein und dabei hinter seinem Rücken spüren, wie ihre schlanken Finger das Geld entgegennahmen und über das Papier strichen, um es zu glätten. Manchmal konnte er unbemerkt beobachten, wie ihre grünen Augen die angekreuzten Zahlen betrachteten, Symbole der Hoffnung auf höchstmögliche Gewinne, Vorwände, um ein Leben, das man nicht führen wollte, nicht selber ändern zu müssen. Manchmal trafen sich ihre Blicke, wenn sie seinen Lottoschein entgegennahm. Dann fühlte er sich, als ob er Fieber hätte.

Er seufzte tief und fand in seine persönliche Gegenwart zurück: Die Füße waren nass, das Leder seiner Schuhe vollgesogen. In diesem Moment erst erinnerte er sich an die Schildkröte und bekam ein schlechtes Gewissen. Er war sich zwar nie ganz sicher, ob es für sie einen Unterschied machte, wann er sie begrüßte, gleich beim Nachhausekommen oder später, es handelte sich eher um ein Ritual, von dem sich zu lösen ihm noch nie in den Sinn gekommen war. Eine liebgewonnene Gewohnheit, die ihn schon beim Gedanken an seine Wohnung oder beim Drehen des Schlüssels im Türschloss etwas fühlen ließ, das Sehnsucht und Geborgenheit in einem

war – anders formuliert machte erst diese so sorgsam gepflegte Gewohnheit aus den praktisch eingerichteten Räumen sein Zuhause.

Das Begrüßungsritual: Zuerst würde er durch die längliche Fensterfront des Aquariums gucken, auf der Suche nach der Schildkröte. Diese wiederum würde seine Anwesenheit irgendwann bemerken – oder auch nicht, vielleicht war ja alles nur Zufall – und sich ihm nähern.

In letzter Zeit fand er sie etwas unausgeglichen. Sie bewegte sich nicht schildkrötenartig, denn sie schwamm im Kreis, und manchmal fügte sie einem Kreis noch einen weiteren hinzu, so dass die Figur aussah wie eine Acht, die eine Eisprinzessin auf gefrorenem Wasser drehte. Er begann, sich Sorgen zu machen. Wenn sie ihr Verhalten in nächster Zeit nicht ändern würde, müsste er sie von einem Spezialisten untersuchen lassen. Schließlich entdeckte er sie unter einem großen Blatt.

»Tcht, tcht, tcht.« Das waren die Laute, auf denen ihre gemeinsame Verständigung basierte. Ali machte »Tcht, tcht, tcht« und die Schildkröte sah ihn an. Zumindest hob sie das Köpfchen und blickte mit ihren klugen Augen in seine Richtung. Normalerweise. Heute reagierte sie nicht. Er begann, sich große Sorgen zu machen.

Die Schildkröte tat, als bemerke sie ihn nicht. Etwas Ruhe würde ihr gut tun, denn beim Pirouettenversuch hatte sie sich ein bisschen übernommen. Einerseits fühlte sie sich leicht und übermütig, andererseits wollte sie ihm nicht so schnell verzeihen, dass er sie vorhin vergessen hatte. Von ihrem Posten unter dem Blatt konnte sie ihn ungestört beobachten: Er schlurfte mit hängenden

Schultern auf das Sofa zu, legte sich hin und starrte an die Decke. Das überraschte sie, bewunderte sie ihn doch sonst immer wegen seiner kerzengeraden Haltung, außerdem war er kein Mann, der sich einfach so gehen ließ. Sie fragte sich, was ihm wohl widerfahren sei, dass er ihr heute vorkam, als sei er ein anderer. Und sie fragte sich noch, ob diese Veränderung vielleicht sogar mit ihr zu tun habe.

Teil Eins

1

Mein Leben nahm eine merkwürdige Wendung an dem Tag, an dem ich diese Schuhe kaufte. Die lagen nämlich im Schaufenster, schlicht und wunderschön, die sahen so gar nicht aus, als könnten sie das Leben verändern. Die Laune ja, die Stimmung, wenn ich sie kaufen würde. Wenn ich noch einmal in den Laden, diesen sündhaft teuren, ginge und mit der dezenten Papiertüte herauskäme, um auf die Hochsommertage zu warten, an denen ich die Schuhe tragen könnte. Es waren Holzpantoletten mit schwarzem Stoff. Nicht wie die üblichen, aus Leder mit einfallslos durchgängiger Holzsohle. Diese Schuhe sahen irgendwie anders aus. Buddhistisch. Sanft. Hundertdreißig Euro.

Schon einmal hatte ich den Fehler begangen und in dieser Luxusboutique etwas gekauft, eine Webpelzmütze, in die ich mich auf Anhieb unsterblich verliebt hatte: Hellgrau mit dunkler Krempe. Sie stand mir ausgezeichnet. Ich beobachtete und bewunderte mich im Spiegel, den mir die Verkäuferin gegeben hatte. Neunundachtzig

Euro sollte die Mütze kosten. Ich ließ sie einpacken und setzte sie nie auf. Ich fand, dass sie nicht in diese Stadt passte und dass ich damit idiotisch aussah. Ich schenkte sie Weihnachten meiner Schwester, die sie sofort aufsetzte. Sie stolzierten vor mir am Fluss entlang: Karla, die Mütze, der Schwager, und ich musste weinen. Ich beschloss, mir auch so eine Kopfbedeckung zu holen und investierte noch einmal neunundachtzig Euro. Leider gab es diese Mütze nur noch in einer großen Größe. Sie passte nicht, sie rutschte ins Gesicht. Ich habe sie nie getragen. Ich überlegte seitdem mit Anna, wie ich die Mütze verändern könnte, damit sie mir passt. Wir dachten an ein Hutband, das an der Krempe befestigt wird. Eine Hutverkäuferin jedoch riet mir davon ab. Die Mütze wurde mehrmals bei über sechzig Grad gewaschen und landete schließlich in Annas heißem Trockner, woraufhin ihr Kunstfell Haare verlor – aber sie schrumpfte nie.

Hundertdreißig Euro. Das war enorm. So verrückt bist du doch nicht, sagte ich mir, öffnete die Ladentür und trat in das Paradies verbissener Besserverdiener ein. Ich hatte alles genau berechnet: Durch einen kleinen Gelegenheitsjob würde ich bald zu unverhofftem Reichtum kommen. Ich würde drei-, vierhundert Euro verdienen, da konnte ich mir solche Schuhe schon mal leisten. Eine elastische Gummi- oder Schaumstoffschicht unter dem Holzabsatz ermöglichte ein Wandeln wie auf Wolken. Und auch mein Gang wurde sanft und elastisch, da das Holz an der Sohle unterbrochen und durch eine Gummischicht ersetzt wurde, damit ein fußgerechtes, von

Orthopäden empfohlenes Abrollen möglich war. Ein wirbelsäulenfreundlicher, ergonomischer Schuh. Über dem Fußrücken schwarzer Stoff, der sich ebenfalls dehnte. Flexibilität – das Zauberwort unserer Zeit. Die Elastizität des Stoffes wurde allerdings zum Manko.

Wie sollen Frauen in Schuhen laufen können, die ihnen keinerlei Halt geben, fragt man sich. Meine Zehen versuchten, sich beim Gehen ins Holz einzugraben, glitten jedoch an der glatten Oberfläche ab. Dieser Schuh war akribisch poliert worden. Echte Wertarbeit!

Während ich mehr oder weniger elegant über die Verkaufsfläche schwebte, erinnerte ich mich an eine Reportage, bei der es um Anhänger einer besonders extremistischen Form des Buddhismus ging. Sie waren verummmt und trugen weiße Tücher vor ihren Mündern, die verhinderten, dass sich ein Insekt hinein verirrt. Unter ihren Schuhen befand sich eine spezielle Sohle, so sanft, elastisch und weich, dass niemals auch nur der kleinste Käfer zertreten werden konnte.

Dieser Holzschuh war der ultimative Buddhistenschuh und dazu noch schick! Trotzdem war ich noch nicht entschieden, vor allem wegen der Erfahrungen rund um die Mütze. Ich bat die Verkäuferin, den Schuh zurückzulegen, ich würde es mir gerne noch überlegen. »Hundertdreißig Euro sind schließlich kein Pappensteinel«, sagte ich. Sie lächelte grausam: »Bis achtzehn Uhr spätestens. Wir haben nur noch ein Paar in Größe zweiundvierzig.« Wie viele Frauen haben Schuhgröße zweiundvierzig? Ich durchschaute den billigen Trick und kaufte den Schuh. Draußen fixierten die Passanten

meine Papiertüte, auf der in dicken Lettern stand: »Graziella. Mode mit Stil.« Ich schämte mich. Ich versuchte, die Tüte zu tarnen, klemmte sie wie ein Meerschweinchen zwischen die überkreuzten Arme und Brust. Zuhause warf ich meine alten Schuhe in die Ecke. Das Telefon klingelte.

»Frau Krasskoswki?«, die aufgeregte Stimme meines Auftraggebers.

»Ja. Ich bin's.«

»Wir brauchen die Untersuchungsergebnisse umgehend.«

»Oh.«

»Haben Sie die Untersuchung abgeschlossen?«

Kalt erwischt. »Nein, noch nicht direkt.«

»Was heißt: Nicht direkt? Der Kunde wartet. Wir brauchen sie morgen früh um acht.«

Das war sowieso nicht möglich. Morgens um acht gehe ich noch nicht unter Menschen. Morgens um acht ist ein nicht akzeptabler und damit nicht existenter Zeitpunkt.

»Morgens um acht gibt es nicht.«

»Wie bitte?« Es schallte durch die Muschel.

»Ich meine, geht es vielleicht ein bisschen später? Um elf?«

Elf ist der ideale Zeitpunkt. Elf glättet Schlaffalten, reduziert Ringe unter den Augen. Elf öffnet die Augen auf eine beinahe sehfähige Größe.

»Frau Krasskowski!«

»Mit fünfundzwanzig sah ich richtig gut aus. Auch noch mit dreißig. Sogar mit fünfunddreißig. Aber wissen

Sie, was das Schlimmste ist: Ich fühlte mich schon mit zwanzig hässlich.«

»Um acht Uhr in unserem Büro.«

Seine Stimme klang gepresst, fast als hätte ihm jemand den Arm ausgekugelt. Seine Frau zum Beispiel, die als Buchhalterin bei ihm arbeitete, oder sein Sohn, der plante, das Imperium bald ganz zu übernehmen. Für die niedrigen Honorare, munkelte man, sei die Frau verantwortlich. Hinter ihrer Maske aus Schönheit, Liebenswürdigkeit und Intelligenz verbarg sich eine wahre Pfenningfuchserin.

Ich musste den Erfassungsbogen suchen. Als ich losrennen wollte, knickte ich mit dem Knöchel um. Der Flexibilität dieser Schuhe schien ich nicht gewachsen zu sein, doch meine überdehnten Bänder verhinderten Schlimmeres.

Im Chaos auf dem Schreibtisch fanden sich Liebesbriefe, Telefonrechnungen, gescheiterte Romananfänge, Zeitungsausschnitte und triste Kontoauszüge. Deprimierende Zeugnisse meiner Existenz, aber kein Erfassungsbogen. Doch einen Ort gab es noch ... Ich leerte den Papierkorb und fand ihn tatsächlich:

Erfassungsbogen

Hiermit verpflichte ich mich, folgende Sachverhalte zu den vorgegebenen Tageszeiten vollständig und wahrheitsgemäß zu erfassen:

1. Frühmorgens (7.00-9.00 Uhr)

Wie viele Worte sprechen die Fahrgäste in Straßen-, U-Bahn und Bus pro Fahrt? Bitte begleiten Sie stichprobenartig einzelne Fahrgäste von der Einstiegs- bis zur Zielhaltestelle.

Beschreiben Sie die am häufigsten benutzte Mimik. Sollten Mimikbeschreibungen Ihre Fähigkeiten übersteigen, kreuzen Sie einfach an. Achtung: Nur drei Kreuze sind möglich!

- griesgrämig deprimiert gelangweilt mürrisch
 lebensmüde unbefriedigt unwillig schlechtgelaunt
 unglücklich betrunken angewidert genervt

2. Morgens (9.00-11.30 Uhr)

Was fällt Ihnen auf, wenn Sie sich im öffentlichen Raum bewegen? Bitte schildern Sie Ihre Eindrücke akribisch!

3. Mittags (11.30-14.00 Uhr)

Versuchen Sie, mit Passanten ins Gespräch zu kommen. Was interessiert und bewegt die Menschen?

4. Nachmittags (14.00-16.00 Uhr)

Belauschen Sie Gespräche. In/vor Geschäften, Imbissbuden und anderen selbst gewählten Orten. Welches sind die gängigsten Themen?

5. Freie Wahl

Notieren Sie bitte alles, was Ihrer Meinung nach für uns von Bedeutung sein könnte. ALLES ZÄHLT. ALLES HAT SEINE BE-RECHTIGUNG.

Mit den umseitig und besonders kleingedruckten Vertragsbedingungen erkläre ich mich hiermit einverstanden und nehme den Auftrag mit sofortiger Wirkung an.

Auftragnehmer: Ich

Auftraggeber: IMF, Institut für Marktforschung

Inhaber: Familie Grau

Datum: 25. Juni

Mir fiel ein, dass heute der 24. Juli war. Vor einem Monat hatte ich den Auftrag angenommen. Ein leichtes Schwindelgefühl kam auf, wohl weniger vom niedrigen Blutdruck hervorgerufen als von einer Vorahnung, die mich nicht loslassen wollte.

Warum liest du auch nie das Kleingedruckte, dachte ich. »Und vergessen Sie nie, das Kleingedruckte zu lesen«, sagte bereits mein inzwischen verstorbener BWL-Lehrer. Wie man mir erzählte, starb er, weil er die Nebenwirkungen eines Präparates ignoriert hatte, das angeblich wie ein Wunder gegen verschleimte Nebenhöhlen wirken sollte. Dieses Präparat war in der Apotheke rezeptfrei erhältlich. Dumm war nur, dass mein BWL-Lehrer zu jenem Zeitpunkt ein anderes, vom Arzt verschriebenes Medikament als Nachbehandlung seiner Blinddarm-Operation einnahm. Er hätte dem Apotheker seine Situation schildern sollen. Er hätte mehr Geduld aufbringen müssen. Man fand ihn an seinem Erbrochenen erstickt, der Beipackzettel lag noch zusammengefaltet in der Schachtel.

Kleingedrucktes. (Lesen Sie's oder lassen Sie's. Sollten Sie bereits unterschrieben haben, spielt es sowieso keine Rolle mehr.)

Sollten Sie Ihren Auftrag nicht innerhalb eines Monats zu unserer vollsten Zufriedenheit erfüllt haben, behalten wir uns das Recht vor, Sie zu liquidieren. Und nicht nur Sie, sondern alles, was mit Ihrem Leben zusammenhängt, Ihr gesamtes Umfeld, Ihre Freunde, Bekannten und Verwandten, sofern Sie welche haben. Niemand wird mehr wissen, dass Sie jemals existiert haben.

Merkwürdigerweise kippte ich nicht aus den Schuhen. Der Angstschweiß klebte meine Füße an die Sohlen. Fantastisch! Plötzlich konnte ich mich mit diesen Schuhen ganz normal bewegen. Ich wollte tanzen. Ich schaltete das Radio an und hörte die gleichgültige Stimme des Nachrichtensprechers:

»Gestern erschlug eine Frau ihre Schwiegertochter mit einem Gartenzweig, den sie einige Stunden zuvor aus dem Vorgarten ihrer Nachbarn gestohlen hatte. Die Nachbarn erstatteten Anzeige. Nach dem Mord konnte der Gartenzweig wieder an seine ursprünglichen Besitzer zurückgegeben werden.«

Mir wurde heiß und kalt. Ich fühlte ganz genau, dass da etwas nicht stimmte konnte. Ich ahnte: Die Schwiegermutter war in Wahrheit nicht die Schwiegermutter, sondern Frau Grau, die Buchhalterin und geizige Frau meines Auftraggebers. Und das Opfer arbeitete höchstwahrscheinlich wie ich freiberuflich für IMF. Eine abgekartete Sache! Wenn ich den Auftrag nicht rechtzeitig erfülle, dachte ich, müsste ich auf dem schnellsten Wege die Stadt verlassen. Oder am besten gleich das Land.

Sechzehn Uhr! Etwas Zeit blieb mir noch. Ich könnte versuchen, die Erhebungen vorzunehmen. Es müsste doch irgendwie zu schaffen sein. Ich packte mein leeres Portemonnaie in die Tasche und verließ das Haus. Es hatte geregnet, ich watete auf wattegefüllten Holzpantinen durch Tausende von Nacktschnecken, die sich auf der Treppe zur fröhlichen Vermehrung eingefunden hatten. Irgendwann hatte ich die letzten Stufen erreicht,

ohne auch nur den Ansatz einer Schleimspur zu hinterlassen. Die Schnecken waren schneller als ich. Oder war ihr Überlebenswille stärker als das Tempo, das ihnen der Schöpfer zgedacht hatte? Ich wankte langsam zur Ampel: Zehn Meter in zehn Minuten. In diesen Schuhen war an ein Weiterkommen nicht zu denken.

Der Gemüsehändler grüßte mich mit säuerlichem Gesichtsausdruck, als sei er beleidigt, weil ich seit einiger Zeit nicht mehr bei ihm einkaufte. Vielleicht wird er dich einfach abknallen, dachte ich, und unter seinem Gemüse begraben, oder sogar einlegen in dieser essigsauen Marinade.

»Merhaba.« Ich versuchte zu lächeln. Ein Stein war unter die Zehen des rechten Fußes gerutscht. Ich hatte zurzeit nicht das Geld, bei ihm einzukaufen. Also verhielt ich mich unmoralisch und brachte meine letzten Kröten zu Lidl, wo mich die videoüberwachten Kassiererinnen genauso freundlich begrüßten wie er.

Grün! Wie ein Wrack schleppte ich mich über die Straße. Ein Auto hielt mit quietschenden Reifen. Der Fahrer, ein junger Proll, sagte, ich solle schauen, dass ich weiterkomme, sonst mache er mich platt. Als er seinen Motor aufheulen ließ, rettete ich mich mit einem Sprung nach vorne. Eine Straßenbahn bimmelte hysterisch und donnerte knapp an mir vorbei. Ich zitterte am ganzen Körper. Ich hätte gern die Schuhe ausgezogen, um mich von ihnen zu befreien, aber ich wollte auch nicht barfuß unter die Menschen gehen, denn meine Füße sind zu groß. Die Penner vom Imbiss glotzten in meine Richtung, die Becksdose fest im Griff.

Achten Sie auf Gespräche. In/vor Geschäften, Imbissbuden und anderen selbst gewählten Orten: Welches sind die gängigsten Themen?

Ein Omen, dachte ich. Dieser Imbiss wird das Füllhorn meines Kontos sein. Hier würde ich Themen finden und Tausende von Erfassungsbögen ausfüllen. Ich pirschte mich an die Gruppe der Bierdosenträger heran.

»Bitte? Was darf's denn sein?«, fragte der orientalische Bratwurstverkäufer. Er hatte einen leichten Akzent und lächelte siegesgewiss. Früher dachte ich, er sei ein Moslem, der den Anhängern der deutschen Küche vorgaukelte, es handele sich um Schweinefleisch und in Wirklichkeit Schummelwürste auf den Grill warf. Später erfuhr ich, dass er einer christlichen Minderheit angehörte.

»Eine Bratwurst und Pommes frites bitte.«

Die Bierträger standen da mit glasigen Augen, nur einer drehte sich kurz in meine Richtung um. Sein Gesicht war rot, sein Blick irr.

»Wo is' Udo?«, lallte der mit der Bierdose.

»Im Koma, sagt seine Frau«, antwortete der mit dem Schnäuzer. »Wird künstlich beatmet und ernährt.« Er nahm einen Schluck aus dem Flachmann und prostete mir zu.

»Sag seiner Frau, sie soll ihm nen schönen Gruß bestellen. Er soll sich mal beeilen. Is' so leer hier ohne ihn«, sagte der mit dem roten Gesicht und starrte auf meine Schuhe.

»Werd ich machen.« Der Schnäuzer orderte noch einen Flachmann.

»Einmal Brat und Pommes«, rief der Imbissbesitzer.

Ich nahm die Pappschale entgegen und stellte sie auf die Konsole, ein Stück vom Flachmann entfernt. Die Bratwurst sah nicht schlecht aus, für eine Vegetarierin jedoch etwas gewöhnungsbedürftig. Ich hob die Gabel zum Angriff, in dem Moment hörte ich: »Einhundertdreißig Euro! Diese Schuhe haben einhundertdreißig Euro gekostet!«

Die Gabel rutschte von der Wurst, welche ihrerseits auf Rotgesichts Hose flog. »Ich habe sie gesehen, die Schuhe«, sagte der Getroffene vorwurfsvoll. »Sie stehen dort hinten in der teuren Boutique, in der nur die Yuppies ihre Fummel kaufen.«

Die anderen hatten einen Kreis um uns gebildet. Der Flachmann und ein paar neugierige Passanten. Der rotweiße Fleck auf Rotgesichts Hose breitete sich aus, die Bratwurst lag vor ihm auf dem Boden. Ich schämte mich fürchterlich.

»Ich könnt's mir ja nicht leisten, dort was zu kaufen«, giftete eine grell geschminkte Schnapsdrossel neidisch. Sie trug goldene Stöckelschuhe, in denen sich keine normale Frau ohne Gehhilfe fortbewegen könnte.

»Wer's hat, der hat's!«, kommentierte Rotgesicht und rülpste.

Mein Gesicht brannte. Der nette Imbissverkäufer drückte mir einen Zettel in die Hand und sagte: »Gehen Sie jetzt besser nach Hause. Es brennt. Sie wissen ja, die Stimmung kann schnell kippen.«

»Aber die Bratwurst«, klagte ich und umklammerte den Zettel noch fester.

»Vergessen Sie die Bratwurst. Ich glaube, Sie sind so-wieso Vegetarierin, kann das sein?«

Ich errötete, sofern das überhaupt noch möglich war. Als ich mir einen Weg durch den Mob bahnen wollte, versuchte einer, mich festzuhalten.

»Lasst sie laufen!«, rief der Imbissbesitzer. Ich riss mich los und knickte mit dem rechten Fuß um. Schal-lendes Gelächter.

Ich wankte wie betäubt über die Straßenbahnschie-nen, Schritt für Schritt – den linken Fuß anheben, lang-sam aufsetzen, dann dasselbe mit dem rechten Fuß. Zu Hause sprang ich aus den Schuhen und las den Zettel:

schon wieder einzwei wochen im kalender verstrichen. darf nicht vergessen, die rechnungen zu stellen. schon wie-der zweivier monate vergangen. und dann die jahrzehnte. die grauen haare, die es sich auszurupfen nicht mehr lohnt, denn:

für jedes rausgerissene graue haar wachsen sieben neue nach. graue selbstverständlich. und probieren sies bloß nicht aus so wie ich, es könnte ihre einstellung zum aberglauben grundlegend verändern. es funktioniert nämlich. oder probieren sies unter dem deckhaar aus. denn merkwürdigerweise wächst das haar an den origi-nalstellen wieder nach. graues unter dem deckhaar. besser jedenfalls als graues deckhaar.

Ein Code! Wahrscheinlich ein verschlüsselter Liebes-brief. In Zukunft werde ich öfter Bratwurst mit Pommes bestellen, nahm ich mir vor.

Der Anrufbeantworter blinkte paranoid.

»IMF! Wir wollten Sie lediglich daran erinnern, dass morgen der Fünfundzwanzigste ist. Der Fünf-und-zwanzig-ste!« Es tutete dreimal bedrohlich.

Ich flog an den Computer. Um bei Familie Grau mehr Eindruck zu schinden, nahm ich mir vor, die Fragen systematisch zu beantworten.

Punkt 1: Frühmorgens in der Straßenbahn.

Um die Wahrheit zu sagen, tippte ich in den Computer, fällt es mir morgens äußerst schwer, die Gesichter der anderen Fahrgäste zu studieren. Um mir die Gefühle zu ersparen, die der Anblick der Gesichter in mir aufkeimen lassen könnte, weigere ich mich vehement, einen Optiker respektive Augenarzt aufzusuchen. Der Anblick anderer Menschen löst bei mir Augenflimmern, Übelkeit und ein nervöses Zucken des rechten Lides aus oder macht mich einfach nur traurig.

Ich betrachtete das Geschriebene kritisch. Es war ziemlich beeindruckend. Was noch fehlte, war ein bisschen Poesie, um dem Text eine romantische Note zu verleihen.

Morgens ist die Welt noch in Ordnung, sagt man. Doch die Welt war noch nie in Ordnung. Sage ich.

Ich kam innerlich ins Schwärmen. Soviel Feingefühl und Ausdruckskraft in drei Sätzen, schon als Baby hatte mich die Welt erschreckt, weshalb mich meine Mutter

samt Kinderwagen auf einer Kuhweide parkte, dort konnte ich in Ruhe schreien.

Bevor ich zu Punkt zwei kam, bemerkte ich, dass ein wichtiger Aspekt unbeantwortet blieb: Wie viele Worte sprachen die Fahrgäste?

Das, was die Leute (und nicht nur morgens) so von sich geben, kann höchstens als Auswurf bezeichnet werden. Klumpende Fragmente, der Versuch geistreicher Wortgebilde, der lediglich in Phantasiebröckchen mündet, die ohne Warnung ausgestoßen werden. Die Opfer sind immer die anderen. Zum Beispiel ich, die scheinbar als einzige kein iPhone besitzt. Handylose Opfer ziehen einsam durch die Welt, verstecken sich in der hintersten Ecke der Straßenbahn, dort, wo keiner mehr sitzen will, weil Sitze und Lehnen mit sinnlosen, unzusammenhängenden Silben und damit funktionslos gewordenen Buchstaben vollgeschmiert sind. Dort, wo Kaugummis auf den Sitzen kleben und darunter, dort, wo keiner weiß, ob sich nicht in der nächsten Sekunde ein wahnsinniger Selbstmörder hinter die Straßenbahn schmeißt. Der Anblick wäre peinlich und deprimierend zugleich. Der Mensch, der dort liegt, dessen einziger Lebensinhalt systematisch mit Füßen getreten wurde, und der dann auch noch beobachtet wird von jemandem, besser gesagt, von niemandem. Denn Menschen ohne Handys existieren nicht wirklich. Die Existenz der Menschen liegt einzig und allein im Wert ihres Handys begründet und darin, ob der Akku voll ist oder leer.

Mit jedem Satz wuchs die Ausdruckskraft und mir wurde auf einmal klar: Ich musste Pamphlete schreiben

und unter die Menschheit bringen! Meine philosophischen Erkenntnisse für mich zu behalten, wäre egoistisch. Und Egoismus lag mir fern.

2. Was fiel mir auf, wenn ich morgens unterwegs war?

Morgens fällt mir in erster Linie überhaupt nichts auf, da ich morgens nicht unterwegs bin. Der Morgen ist eine besonders entstellende Tageszeit und ich behalte mir das Recht vor, die Wohnung erst nach Einbruch der Dunkelheit zu verlassen. Manchmal auch bei Regen, wenn es hagelt oder wenn der Himmel so verhangen ist, dass alle nur noch auf den Boden gucken.

3. Mittags: Mit Passanten ins Gespräch kommen. Dazu konnte ich sogar ein Beispiel nennen.

Mittags ist so eine typische Tageszeit. Da lauert nämlich der perverse Schnorrer (Parka, Jeans, blonder Kurzhaarschnitt, blaue Augen) auf Opfer: Ein schmieriger Typ mittleren Alters mit Milchbubigesicht, der bevorzugt und ausschließlich Frauen nach einem Euro anhaut. Sobald ein Mann vorbei kommt, verhält er sich unauffällig oder löst sich in Luft auf. Meine Freundin Anna und ich haben ihm schon mehrfach und unabhängig voneinander Schläge angedroht, was leider ohne Wirkung blieb. Entweder weigerte er sich vehement, sich unsere Gesichter zu merken, oder er hofft noch heute insgeheim auf die Umsetzung der Drohung. Letztes Mal sprach er mich vor der Hauptpost an, ich schrie ihn an, dass es mir reiche, dass er ein ... sei, dass er mich endlich in Ruhe lassen solle und

überhaupt. Die Leute glotzten mich an, fast so, als wäre ich die Perverse.

4. Nachmittags an Imbissbuden: Auch wenn die Uhrzeit nicht mehr so ganz stimmte, wollte ich das Beispiel von vorhin hier eintragen. Wer konnte es schon überprüfen?

Nachmittags an Imbissbuden ist's sehr amüsan. Man kommt schnell mit den anderen ins Gespräch, muss nicht lange alleine rumstehen. Die Art der Kontaktaufnahme jedoch hängt von den Schuhen des noch unbekanntes Imbissbudenbesuchers ab. Deshalb: Achte bei der Wahl deiner Schuhe auf den Preis. Zu teuer macht wenig Eindruck. Deshalb: Weniger ist mehr! Bei den Imbissbudengesprächen dreht es sich oft ums Koma. Dabei ist anzumerken, dass das Koma nicht der schlechteste Zustand ist. Es ist ein Privileg, denn:

- *es schützt vor Sonnen- und Mückenstichen*
- *es ersetzt den Regenschirm (falls der alte kaputt ist, alle Lager leer geräumt und sintflutartige Regenschauer für die kommenden Monate angesagt sind)*
- *es ist billiger als Miete, Kinobesuche, schicke Klammotten und hässliche Autos*
- *es erspart das Nach-Dem-Friseur-Drama*

5. Freie Wahl. Hier kann ich alles aufschreiben. Alles zählt!

Mein Hauswart fegt gerade vor seinem Haus. Er ist eine schreckliche Person, nicht nur weil er aus der Schweiz stammt, sondern wegen seiner Geschwätzigkeit. Schwatz-

hafte Menschen gehören ins Koma, damit ihrer Umgebung erspart bleibt, mit welcher Lüsterheit sie ihrem Opfer all das erzählen, was es nicht hören will. Mein Hauswart hat bereits mehrfach (und durchaus erfolgreich) Versuche unternommen, mich vollzutexten. Seitdem bin ich auf der Hut und verlasse das Haus noch seltener. Manchmal kann ich ihn durch den Türspion sehen, seine Sprechbereitschaft, seinen Mitteilungsdrang, den Mund bereits gespitzt, die Lippen befeuchtet, sein Blick erwartungsvoll auf meine überraschte beziehungsweise bewundernde Reaktion gerichtet, die seine Erzählung – sie kreist zu neunundneunzig Prozent um sein aus seiner Sicht so spektakuläres Leben – bei mir auslösen würde. Dies veranlasst mich regelmäßig, auf leisen Sohlen in die Küche zu gehen und Eis zu essen. Zum Beispiel »Dschungelzauber« von Langnese, Pistazieneis mit Choco-Coco-Sauce, oben drauf dekoriert mit kleinen schwarzen Äffchen aus Schokolade. Echt lecker, obwohl statt echter Sahne bestimmt billiges Palmöl verwendet wird, wie es heute so üblich ist.

Nachtrag zu Punkt 4:

Mein Schweizer Hauswart gehört schon längst ins künstliche Koma! Holareidulijö.

Selbstzufrieden versuchte ich noch, die auffälligsten Tippfehler zu eliminieren. Da aber der IMF-Clan von der nächsten Rechtschreibreform wahrscheinlich genauso viel Ahnung hatte wie ich, konnte das Korrektur-Unterfangen auf ein bescheidenes Minimum reduziert werden.

Am nächsten Morgen weckte mich das Telefon. Ich ignorierte es solange, bis ich die Stimme vom Chef hörte. Außer sich, schallte er in mein Schlafzimmer: »Wissen Sie, welcher Tag heute ist? Sie wissen wohl, welcher Tag heute ist. Wenn Sie nicht bis zehn Uhr hier vorbeikommen ... Es ist neun Uhr dreißig.«

Neun Uhr dreißig! Wenn ich nicht als aufgespießtes Brathähnchen enden wollte, oder in der Gosse, dann musste ich mich beeilen. Eine Wachmach-Maske aufs Gesicht (soll angeblich Schlawfalten eliminieren), ansonsten nur Katzenwäsche wegen der Eile. Keine sauberen Sachen mehr zum Anziehen, die aus der Wäschetonne taten es auch noch. Ich zog ein dezent riechendes T-Shirt über und stieg in die einzige Jeans ohne Joghurtflecken. Ich ging in die Küche – ein Espresso musste sein! Aus dem Radio drangen die ersten Horrormeldungen des Tages. Irgendwo hatte wieder ein Krieg angefangen, anderswo war der Krieg noch nicht zu Ende und ein neuer war bereits in Planung. Dann sagte die Radiosprecherin:

»Die Schwiegermutter wurde inzwischen wieder aus der Untersuchungshaft entlassen. Als Motiv für den Totschlag hatte sie angegeben, dass ihre Schwiegertochter wegen nicht funktionierender Eierstöcke keine Kinder hatte gebären können. Zur Sicherung des Nachwuchses wünschte sie sich eine neue. Die Totschlägerin wurde sofort freigesprochen. Aufgrund der Alterspyramide,

fanden die Staatsanwälte, wäre die Tat eine Maßnahme zum Wohle der Gesellschaft. In Zukunft plane man auch, Kinderlose härter zu bestrafen. Die Schwiegermutter sei mit gutem Beispiel vorangegangen.«

Die Cafetera dampfte und ich begann zu schwitzen. Wenn das so weiterginge, dachte ich, müssen sich Leute wie ich bald mit einem Sticker »Kinderloser Egoist« outen. Auf diese Menschen würde womöglich eine Fangprämie ausgesetzt werden. Also auswandern. Aber wohin?

Ich verbrannte mir den Gaumen an der heißen Brühe. Fünf vor zehn! Ich suchte meinen Fahrradschlüssel und stürzte aus dem Haus. Das Schloss klemmte wie immer. Die Passanten sahen mich so merkwürdig an, ich hätte das T-Shirt vielleicht noch schnell durchwaschen sollen ... Nach zwei weiteren Minuten und ungezählten Sekunden war der Wille des Schlosses gebrochen, ich schwang mich cowboymäßig auf den Sattel und eilte von dannen. Ein paar Autos wichen mir mit quietschenden Reifen aus.

Die Leute werden immer schwieriger. Das zeigt sich unter anderem an ihrem Fahrverhalten. Wer nicht fahren kann, sollte lieber zu Hause bleiben oder sich mittels Gehhilfe bzw. E-Rollstuhl auf die Socken machen. Aber nicht wie diese verrückte Oma im Rollstuhl, die einem demonstrativ auf der falschen Seite entgegenkommt, mit breitem Grinsen und summendem Motor und bevorzugterweise an der Stelle, an der sich der Radfahrweg durch die Anwesenheit eines Baums und struppiger Vogelbeerenbüsche verengt. Diese Oma muss ins Koma!

Ich versuchte, mir die Zeilen in der richtigen Reihenfolge zu merken.

Meine Traktate werden mich eines Tages berühmt machen, dachte ich selbstzufrieden. Aber erst, wenn herausgefunden wird, wer sich hinter den Pamphleten verbirgt. Zuerst werden meine Sprüche die Wände dieser Stadt zieren, die Briefkastenöffner beglücken und die Straßen beschallen. Meine Werke werden die Menschen zu Reife, Besonnenheit, ja, zu Weisheit führen. Sie werden die Menschen glücklich machen ...

An der roten Ampel zog ich lässig an den Autos vorbei und ließ den behinderten Verkehr hinter mir. Auch mit einem behäbigen Hollandrad kann man erleben: Im Überholen liegt das Glück.

Vor dem imposanten IMF-Tower angekommen, fühlte ich mich wie eine Ameise auf Sightseeing-Tour. Die Sonne verschwand hinter der Glasfassade, ich bereute es, dass ich meinen Winteranorak nicht dabei hatte. Und das im Hochsommer! Jeder, der hier arbeitete und nicht dem Grau-Clan angehörte, machte die gleiche Erfahrung: Die menschliche Kälte übertrug sich auf den ganzen Ort. Sie strahlte von den Familienmitgliedern ab auf das Glas, das nicht einmal mehr die Mittagssonne erwärmen konnte. Und dann bahnten sich die eisigen Schwingungen ihren Weg ...

Um den Kreislauf in Schwung zu bringen, fuhr ich nicht mit dem Lift, sondern nahm die Treppe. Schon in der dritten Etage wurde mir ein bisschen schwindelig. Ich blieb stehen, um zu verschnaufen, wie man in Bayern sagen würde. Eine Schulglocke erklang, es war wohl

gleich Pause. Ich kämpfte mich im Schneckentempo weiter, Stufe für Stufe. In der zehnten Etage befand ich mich kurz vorm Herzinfarkt. Ein Mann kam mir entgegen – der erste Mensch seit zehn Etagen. Er starrte auf sein Handy, sah mich, starrte wieder auf sein Handy und ging weiter. Plötzlich hörte ich ein dumpfes Geräusch und sah, wie er kopfüber die Treppe hinunterfiel. Aber ich hatte leider keine Zeit, mich um ihn zu kümmern, denn höchste Eile war geboten. Ich segelte ins Direktorenzimmer – und landete mitten im Ficus.

»Sie sollten den Benjamini aus Ihrem Arbeitszimmer verbannen«, riet ich dem Chef, dessen Gesichtsfarbe von Ferkelrosa über Truthahnrot in Lila übergang.

»Sie sind das«, presste er aus seinen Zahnzwischenräumen hervor.

»Wie Sie wahrscheinlich nicht wissen, setzen Sie sich damit großen Gefahren aus«, fuhr ich unbeeindruckt fort. »Allergiker, vor allem Allergiker, sollten sich vom Ficus Benjamini fernhalten. Andernfalls ist die Palette der Folgen groß: Atemnot, Kopfschmerzen und Übelkeit. Koma!«

»Koma?«

»Richtig. Koma. Besonders empfindliche Menschen und das sind meistens die, die in Hochhäusern mit Klimaanlage arbeiten, fallen nach allergischem Schock häufig ins Koma.«

Das wird ihn glatt umhauen, dachte ich. Die Idee mit dem Koma war wirklich genial. Ein spontaner Geistesblitz, hervorgerufen durch mein Talent zum Analyti-

schen und die mir angeborene überdurchschnittliche Sprunghaftigkeit.

Der Chef drückte auf einen Knopf und sagte: »Hermine, komm doch mal bitte. Und bring einen Spiegel mit.«

Hermine war die Frau vom Chef. Wahrscheinlich würden sie jetzt sofort den Ficus entfernen. Dafür musste ich eine Prämie bekommen oder eine Lebensrettermedaille. Zu diesem Zweck wollte ich mich auf einen Stuhl setzen, doch der Chef unterbrach die Aktion mit einem scharfen: »Stehenbleiben!«

Die Tür ging auf. Die Frau vom Chef – sie lächelte nett wie immer, aber das hatte ja nichts zu bedeuten – die Frau vom Chef also drückte mir, ohne mit der Wimper zu zucken, einen verschnörkelten Taschenspiegel in die Hand.

»Wozu ...«, begann ich.

»Schauen Sie ruhig hinein!«, lächelte die Frau vom Chef. Ich zuckte zusammen. Was ich da sah, war nicht ich: Eine zerfurchte, ausgedörrte Landschaft oder der Abdruck eines Autoreifens auf getrocknetem Schlamm. Inmitten der Autospur zwei Augen, die mich entsetzt anstarrten.

»Das ist zwecklos«, sagte ich und drückte der Frau vom Chef den Spiegel in die manikürte Hand. »Ich bin's nicht.«

»Doch! Sie sind's«, sagte der Chef und stapfte mit dem Fuß auf.

»Man muss zu sich stehen«, sagte die Frau vom Chef, gütig lächelnd.

Die Wachmachmaske hatte sich scheinbar in meine Haut gebrannt. Erst jetzt spürte ich den stechenden Schmerz.

»Wo ist der Erfassungsbogen?«, fragte mich der Chef.

»Woher soll ich das wissen?« Ich biss die Zähne zusammen, mein Gesicht brannte wie Feuer.

»Wollen Sie sich ruinieren?« Der Chef setzte einen Blick auf, der nichts Gutes verhiess. »Haben Sie Teil zwei unserer mündlichen Vereinbarung vergessen?«

»T..t..teil zwei?« Ich fröstelte.

»Wer sich weigert, die Untersuchungsergebnisse herauszugeben, muss mit einer Konventionalstrafe in Höhe von Zweitausendfünfhundert Euro rechnen.«

»Zweitausend ...« Ich fingerte die Bögen aus meiner Tasche.

»Viertens!«, sagte die Frau vom Chef mit sadistischem Lächeln. »Nachmittags: Achten Sie auf Gespräche. In/vor Geschäften, Imbissbuden und anderen selbst gewählten Orten. Welches sind die meistverbreiteten Themen? Lesen Sie vor! Aber laut und deutlich.«

Meine Stimme zitterte: »Nachmittags an Imbissbuden ist's sehr amüsant. Man kommt schnell mit den anderen Gästen ins Gespräch, muss nicht lange alleine rumstehen. Die Art der Kontaktaufnahme jedoch hängt von den Schuhen des noch unbekanntes Imbissbudenbesuchers ab. Deshalb: Achte bei der Wahl deiner Schuhe auf den Preis. Zu teuer macht wenig Eindruck. Deshalb: Weniger ist mehr! Bei den Imbissbudengesprächen dreht es sich oft ums Koma. Dabei ist anzumerken, dass das Koma nicht der schlechteste Zustand ist. Es ist ein Privi-

leg, denn ...« Hier mache ich eine Kunstpause. »Koma schützt vor Sonnen- und Mückenstichen, Koma ersetzt ...«

»Es reicht!«, schrie der Chef und warf die Blumenvase auf den Boden. Die Frau vom Chef stürzte auf den Teppich und sagte: »Karl-Heinz, bitte ein bisschen mehr Contenance!«

Er zog ein weißes Stofftaschentuch aus seiner Gabardinehose und wischte sich die Stirn ab. »Verzeih, Püppi.« Er drehte sich zu mir. »Und nun zu uns. Wo waren Sie gestern Nachmittag?«

»Am Imbiss. Ich habe es Ihnen doch gerade vorgelesen.«

»Soso. Am Imbiss. Interessant!« Er sah aus, als würde er gleich explodieren und er tat's auch. Seine Stimme überschlug sich, während er schrie: »Glauben Sie etwa, wir wüssten nichts über Sie? Unsere Detektive kosten fünfundzwanzigtausend Euro im Monat. Unsere V-Männer sind doppelt so teuer!«

Fünzigtausend Euro für Vaumänner und fünfundzwanzigtausend für Detektive ...

»Rentiert sich das denn?«, fragte ich zaghaft. Püppi sammelte die Scherben auf und verließ den Raum.

Jetzt sah er sanfter aus. »Natürlich. Ich lasse es Ihnen erklären.« Er wählte eine Nummer und flüsterte etwas in die Muschel, von wegen, hast du kurz Zeit.

Kurz danach öffnete sich die Tür und der schleimige Sohn trat ein. Er war schleimig, denn er hatte eine Popperfrisur, Poppergehabo und lachte nie. Außerdem hatte er viel zu viel Geld. Und er ignorierte mich jedes Mal. In

Gedanken hatte ich ihn schon häufig mit seinem Poperauto gegen Betonwände prallen lassen.

»Am Gang und an der Haltung erkennt man die Verwaltung«, sagte der Chef und haute seinem muskelbepackten Sohn auf den gebeugten Rücken. Natürlich war sein Rücken nur aus dem Grund krumm, weil er einen zu flachen Sportwagen fuhr. Man konnte also schlussfolgern, dass Menschen mit viel Geld Wirbelsäulenverkrümmungen haben. Aber das wäre eine Scheinkorrelation, da sich nicht jeder Bonze einen flachen Sportwagen kaufte. Manche fuhren diese jeepähnlichen Mondfahrzeuge. Die erfüllten auch keinen Sinn, weil es hier keine Wüste gab. Nur in den Köpfen.

Aus irgendeinem Grund musste ich plötzlich an Wüstensöhne denken. Ich hab da mal einen Blauen Mann gesehen, so einen Nomaden in Marokko. Die Blauen Männer waren immer mein erotischer Traum gewesen. Nicht die blauen Männer vom Suffi-Imbiss. Nein, bitte nicht ...

»Konnten Sie meine Ausführungen nachvollziehen?«, fragte der Junior und fixierte mich mit eisigem Blick. »Wissen Sie jetzt, was mit der Effizienz der Rentabilität gemeint ist?«

»Die Blauen Männer waren für mich wie für andere ... sagen wir ... Fußballspieler.« Ich geriet ins Schwärmen. »Diese blauen Fußballspieler mit ihren Tüchern um den Kopf ... Man sieht nur die dunklen Augen, die einen voller Begehren anblicken. Die sagen: Ich will dich! Und das in einer Sprache, die wir nicht verstehen können. In einer Sprache mit Knack- und Kehllauten ... So sexy ...«

Ich schloss die Augen. »Ich flog einmal nach Marokko, wegen der Blauen Männer. Dort musste ich durch das ganze Land reisen, bis ich endlich einen fand. Er begegnete mir auf einem Basar in der Nähe eines Wüstenortes. Als ich ihn sah, begann mein Herz zu rasen und der Verstand setzte aus ... Da kam er auf mich zu und sagte: Guten Tag, kommen Sie aus Deutschland? Möchten Sie einen Teppich kaufen? In dem Moment war alles vorbei. Da verstand ich plötzlich, dass die Kehl- und Knacklaute bald aussterben, die Tücher durch Basecaps ersetzt und die Teppiche unser Land überfluten werden.« Ein tiefer Seufzer entglitt mir.

»Sie sind doch meschugge!«

Ich öffnete die Augen. Und sah die verzerrte Maske des Chefs. Er schlug mehrfach mit der Hand auf seinen massiven Teakholzschreibtisch, dann biss er sich in seinen Oberarm. Er biss sich richtig fest. Ich hatte das vorher nur ein Mal in meinem Leben gesehen: Im Grunewald, wo sich ein Pitbull in einen Ast verbissen hatte. Er hing da fast zwei Stunden.

Der Popper drehte sich zur Tür und verschwand einfach. Zu arrogant, um sich zu verabschieden. Ich wartete ungefähr zehn Minuten, dann beschloss ich, auch zu gehen. Der verbissene Chef, Sohn und Frau verschollen – was hatte ich hier noch verloren? Das Geld würden sie mir überweisen. Ich legte den Erfassungsbogen auf den Tisch und ging, nicht ohne mich vom Chef zu verabschieden, aus dessen Arm schon Blut tropfte. Irgendwie tat er mir leid, wie er da so stand, aber bei genauerer Be-

trachtung hatte ich kein Mitleid mit Geizhalsen und die Szene war mir auch ein bisschen peinlich.

Diesmal nahm ich den gläsernen Aufzug. Im Vorbeifahren sah ich den Mann mit dem Handy, er lag mitten auf der Treppe. Hoffentlich, dachte ich, wird ihn die Putzfrau finden.

Die Seitenhiebe auf reale Verhältnisse sitzen.

Weser Kurier

Neue Wege in der Integrationspolitik: Die Bundesregierung zahlt jedem, der einen Migranten bei sich aufnimmt, eine Prämie in Höhe von 500 Euro monatlich. Lebenskünstlerin Krasskoswki, Ende dreißig, wittert die Chance auf ein geregeltes Einkommen und holt sich »ihren« Ausländer ins Haus. Die Ereignisse überschlagen sich. Als dann auch noch ein himmlischer Tinnitus aufkreuzt, gerät alles außer Kontrolle.

ISBN 978-3-86286-026-5



12,80€ (D)

www.michasonundmay.de